INNERSCHWEIZER
KULTURSTIFTUNG

Literaturpreis der Innerschweiz 1999

Gertrud Leutenegger, Schriftstellerin
Rovio / Schwyz

Herausgeber: Regierungsrat des Kantons Schwyz / Erziehungsdepartement
Redaktion: Hans Steinegger
Fotos: Remo Palucci, Ayse Yavas (Portrait Seite 2)
Gestaltungskonzept: Jürg Meyer, Luzern
Druck: emsig Druck AG, Ibach-Schwyz

INNERSCHWEIZER
KULTURSTIFTUNG

Feier zur Übergabe
des Literaturpreises der Innerschweiz an
Gertrud Leutenegger, Schriftstellerin

Samstag, 18. September 1999, 10.30 Uhr
im Festsaal des Palais Maihof in Schwyz

Einladung

Die Innerschweizer Kulturstiftung hat

Frau Gertrud Leutenegger, Bürgerin von Wängi TG,
geboren und aufgewachsen in Schwyz,
heute wohnhaft in Rovio TI,

den Literaturpreis der Innerschweiz für das Jahr 1999 verliehen. Die Stiftung ehrt damit eine Innerschweizer Schriftstellerin, die in den vergangenen 30 Jahren ein international bedeutendes und umfassendes literarisches Werk von grosser poetischer Sensibilität und Kraft geschaffen hat.

Der Preis wird der Geehrten am Samstag, 18. September 1999, 10.30 Uhr, in einem Festakt in der «Bibliothek» des Palais Maihof in Schwyz überreicht.

Wir freuen uns, Sie zu dieser Feier einzuladen.

Erziehungsdepartement des Kantons Schwyz
Kurt Zibung, Regierungsrat

Schwyz, im August 1999

Programm

Musikalischer Auftakt

Begrüssung durch Regierungsrat Kurt Zibung,
Erziehungsdirektor des Kantons Schwyz
und Präsident der Kulturkommission des Kantons Schwyz

Musikalisches Zwischenspiel

Würdigung der Preisträgerin durch Dr. Jochen Hieber,
Feuilletonredaktor der Frankfurter Allgemeinen Zeitung

Musikalisches Zwischenspiel

Übergabe der Preisurkunde durch Regierungsrat Kurt Zibung

Lesung der Preisträgerin Gertrud Leutenegger

Musikalischer Abschluss der Feier
und Apéro im Garten des Palais Maihof

Die Feier wird musikalisch umrahmt von Albin Brun (Saxophon).

Grusswort
von Regierungsrat Kurt Zibung

Liebe Gertrud Leutenegger
Geschätze Gäste
Meine Damen und Herren

Wenn heute der Festakt zur Übergabe des Innerschweizer Literaturpreises 1999 in einem Privathaus stattfindet, ein Solist mit seinem Saxophon den Anlass musikalisch begleitet und wir anschliessend in den prächtigen Räumen des Herrenhauses beim Apéro gesellschaftliche Kontakte pflegen dürfen, dann entspricht dieser etwas aussergewöhnliche Rahmen ganz den Wünschen unserer Preisträgerin. Wir haben denn auch alles daran gesetzt, ihr diese persönlichen Vorlieben zu erfüllen. Nicht umsonst, verbinden doch Gertrud Leutenegger mit diesem Haus bedeutsame Erinnerungen und mit der Besitzerfamilie freundschaftliche Kontakte; darüber hinaus hat es ihr der unverwechselbare Klang des Saxophons besonders angetan. Geniessen deshalb auch Sie - meine Damen und Herren, liebe Gäste - die Aura dieser Feier. Im Namen des Stiftungsrates der Innerschweizer Kulturstiftung heisse ich Sie alle in Schwyz herzlich willkommen.

An erster Stelle geht ein besonders herzlicher Gruss an die Preisträgerin Gertrud Leutenegger. Sie wird begleitet von ihrem Töchterchen Sofie, ihren Verwandten, Freunden und Bekannten.

Ich begrüsse die Stiftungsräte der Innerschweizer Kulturstiftung - die Regierungsräte Viktor Furrer aus Nidwalden, Hans Hofer aus Obwalden und Walter Suter aus Zug sowie den Geschäftsführer der Stiftung, Daniel Huber.

Ebenso herzlich begrüsse ich stellvertretend für den Kanton Luzern Justizdirektor Paul Huber und für die Schwyzer Regierung Justizdirektor Friedrich Huwyler. Die Gemeinde Schwyz ist durch die Präsidentin der örtlichen Kulturkommission, Heidy Weber-Wiget, vertreten.

Im Weitern heisse ich willkommen die Vertretungen verschiedener Kulturorganisationen und die Kulturbeauftragten der Innerschweizer Kantone. Erfreulicherweise weilen auch einige frühere Träger des Innerschweizer Kulturpreises unter uns. In gleichem Masse erfreuen wir uns an den musikalischen Einlagen des Innerschweizer Saxophonisten Albin Brun.

Namentlich begrüsse ich schliesslich Katharina und Dieter Gemsch-Amstad, die Eigentümer des «Maihofs»; ich danke ihnen herzlich, dass sie uns die Türe in ihr Haus und in diesen Festsaal geöffnet haben.

Wenn ich Dr. Jochen Hieber, der das schriftstellerische Schaffen von Gertrud Leutenegger würdigen wird, unter der Gästeschar erst jetzt erwähne und willkommen heisse, dann hat dies seinen guten Grund, möchte ich doch den Laudator kurz vorstellen: Jochen Hieber stammt aus dem schwäbischen Aalen, studierte ab 1970 in Göttingen Germanistik, Geschichte und Philosophie und arbeitete danach während sechs Jahren als freier Mitarbeiter und Autor vor allem beim Deutschlandfunk, bei der «Süddeutschen Zeitung» und der Wochenzeitung »Die Zeit«. Seit 1983 ist er Feuilletonredaktor und Literaturkritiker der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» und hat seit 1994 an der Universität Giessen einen Lehrauftrag für Literaturkritik. Von seinen Publikationen möchte ich stellvertretend den 1994 erschienenen Band «Wörterhelden, Landvermesser. - Aufsätze und Kritiken» erwähnen. Dass er sich schon früh auch eingehend mit dem Werk von Gertrud Leutenegger befasst hat, ist der Grund, dass er am heutigen Tag unter uns weilt. - Herr Hieber, wir freuen uns auf Ihre Ausführungen und danken Ihnen, dass Sie - ebenfalls auf Wunsch der Preisträgerin - den langen Weg von Frankfurt nach Schwyz gefunden haben.

Meine Damen und Herren, erlauben Sie mir zum Ort und zur Feier des Tages noch einige Hinweise und persönliche Gedanken: Häuser repräsentieren Geschichte und erzählen Geschichten. Der «Maihof» nimmt sich von dieser Regel nicht aus. General Franz Leodegar Nideröst erstellte 1690 auf der heutigen Liegenschaft Maihof den seinerzeit mächtigsten Privatsitz der Region.
Dazu gehörten südseits der terrassenförmig abfallende Garten mit Mauer und Schattenhäuschen, ostwärts ein zweigeschossiges Sommerhaus mit Kuppeln, gezinnte Mauern mit angefügten Gebäuden. Der schloss- und burgähnliche Herrensitz wurde 1718 von Hauptmann Jost Rudolf Nideröst, der auch das Rathaus Schwyz renoviert und das Gemeindehaus «Spittel» entworfen hatte, zum Palais umgebaut. Aus dieser Zeit stammt der grosse Festsaal mit Mezzanin und Galerie, in dem wir heute feiern dürfen. Der reich geschmückte Saal mit seiner perspektivisch gemalten Scheinarchitektur ist nicht das erste schwyzerische Beispiel einer illusionistischen Raumausmalung, aber das einzige noch intakt erhaltene. Wie später der Herrensitz noch mehrere bauliche Veränderungen erfahren hat, so wechselte auch mehrmals dessen Besitzer; seit 1913 ist das Palais im Eigentum der Familie Gemsch.
Mit der Geschichte dieses Hauses ist die Pflege des kulturhistorischen Erbes und des kulturellen Lebens eng und sichtbar verbunden – seien es nun Kunsthandwerk, Bildende Kunst, Musik oder Literatur. Der kulturelle Geist und die entsprechende Offenheit lebt bis heute im und um den «Maihof» fort. Aktuellstes Beispiel dafür ist die gegenwärtige Ausstellung «Gipfel.Zeichen» im Garten: Sie ist das Ergebnis des 2. Internationalen Bildhauer-Symposiums, das der aus Schwyz stammende Bildhauer Noldi Vogler anfangs August auf Rigi Kulm organisiert und realisiert hat.
Im Alltag nennt man diesen Festsaal in geradezu schlichter Weise «Bibliothek». Die Bücher in den Regalen sind für mich denn auch die symbolische Brücke zu unserer heutigen Feier zu Ehren der Schriftstellerin Gertrud Leutenegger – aber auch zu einem literaturgeschichtlichen Ereignis, das über 75 Jahre zurück liegt. Im

Jahre 1922 fand hier, in diesem Haus, der Schwyzer Schriftsteller Meinrad Inglin bei seinem Feund Albert Gemsch Zuflucht vor empörten Bürgerinnen und Bürgern im Dorf Schwyz. Auslöser war sein Roman «Die Welt in Ingoldau», glaubten doch einige Dorfgrössen sich selbst und bestimmte Vorkommnisse darin zu erkennen. Ein anonymer Angriff in einer Luzerner Tageszeitung und die zornige Sonntagspredigt eines Kapuziners waren Öl ins Feuer des Dorfskandals. Bald waren damals Spaziergänge in den «Maihof» für den in seiner eigenen Region mit einem Schlag bekannten und gleichzeitig verfemten Dichter nur noch in der Dunkelheit möglich. Als man ihn schliesslich aus dem Hinterhalt sogar mit Steinen bewarf, flüchtete Meinrad Inglin für drei Monate nach Zürich zu einem Freund ...
Sie werden sich fragen, weshalb ich Sie heute an diese Episode erinnere. Meine Antwort: Ich bin weder Literat noch Literaturkritiker, um die reale Wirksamkeit schriftstellerischen Schaffens einschätzen zu können. Als Politiker und Vorsteher des Erziehungsdepartements, das für die Kulturförderung zuständig ist, kann ich nur feststellen, dass diesen Meinrad Inglin heute im Dorf Schwyz alle politischen und gesellschaftlichen Kreise gerne als «Markenzeichen» beanspruchen, da ihm inzwischen in der deutschsprachigen Literatur ein fester Platz zusteht und er 1953 als erster Schriftsteller den Innerschweizer Literaturpreis erhielt.
Was in diesem Zusammenhang zudem augenfällig ist: Seit Bestehen der Innerschweizer Kulturstiftung sind aus dem Kanton Schwyz herausragende Leistungen überwiegend aus den Bereichen Publizistik, Literatur und Theater ausgezeichnet worden. Nach Meinrad Inglin waren es die Schriftsteller P. Josef Maria Camenzind (1971) und Franz Fassbind (1981) und die Welttheater Gesellschaft Einsieden (1974). Indirekt müsste ich zudem Thomas Hürlimann erwähnen, der heute als Schriftsteller in Willerzell lebt, ebenso Josef Konrad Scheuber, begann doch der spätere Pfarrhelfer von Attinghausen als Vikar in Schwyz sein schriftstel-

lerisches Wirken mit den legendären Jugendbüchern rund um den Lausbuben «Trotzli»!
Sie werden nachvollziehen können, meine Damen und Herren, dass es mich ausserordentlich freut, heute in diesem Kreis von anerkannten Literaten einer Schwyzer Schriftstellerin den Innerschweizer Literaturpreis überreichen zu dürfen. Immerhin ist Gertrud Leutenegger nach der Dichterin Cécile Lauber und der Literaturkritikerin Beatrice von Matt erst die dritte Frau, welcher der Literatur- bzw. Kulturpreis der Innerschweizer Kulturstiftung zugesprochen wird.
Nun will ich weder den Ausführungen des Laudators vorgreifen noch die Würdigung in der Preisurkunde vorwegnehmen. Es fehlt mir dazu auch die Kompetenz. Um so mehr beeindrucken mich Darstellungen und Einschätzungen literarischer Leistungen, wie sie etwa Beatrice von Matt in ihrem 1998 erschienenen Buch «Frauen schreiben die Schweiz» festgehalten hat. Sie zeigt darin auf, wie Schriftstellerinnen seit den frühen siebziger Jahren auch in der deutschsprachigen Schweizer Literatur kraftvoll präsent sind und mit anderen Befindlichkeiten andere Tonarten schaffen und ihre eigene Sprache finden. Für jene siebziger Jahre beruft sie Gertrud Leutenegger als «literarische Kronzeugin». Sie habe «die Schweiz geschrieben wie nicht gerade eine», bezeichnet sie als «subtile Sucherin», die ein «neues Sehen und ein neues Sprechen» geboren habe.
Das hat auch die Stiftungsrätin und die Stiftungsräte der Innerschweizer Kulturstiftung beeindruckt, so dass wir heute miteinander die Preis-Übergabe feiern dürfen! Darüber hinaus wissen wir aus den Werken und aus persönlichen Äusserungen der Schriftstellerin, dass ihr ihre angestammte Heimat - Schwyz und die Innerschweiz - nach wie vor viel bedeutet. Sie zählt zu jenen, die davon überzeugt sind, dass Landschaft und Kultur prägen und im künstlerischen Schaffen nachwirken. Dies zu spüren ist umso bedeutsamer, als die Innerschweizer Kulturstiftung mit Gertrud Leutenegger eine Schriftstellerin auszeichnet, die seit rund 30

Jahren ausserhalb der Region lebt und wirkt. Damit ist sie für uns auch zu einer Art Botschafterin der eigenen Kulturlandschaft Innerschweiz geworden.
Ich wünsche allseits eine erbauliche Feierstunde und danke Ihnen für Ihre Anwesenheit und Aufmerksamkeit.

Laudatio
von Jochen Hieber, Literaturkritiker

«Wie ich abschweife»

Meine Damen und Herren

Das Erscheinen der Gertrud Leutenegger auf der Bühne der deutschsprachigen Literatur kann man sich gar nicht auratisch genug vorstellen. Diese Autorin erschien in dürftiger Zeit. Ihr Erscheinen kam einer Erscheinung gleich. Wie war das damals, Mitte der siebziger Jahre? Es gab die etablierten Autoren, jene Repräsentanten, die die Nachkriegsliteratur verkörperten: Heinrich Böll, Günter Grass, Martin Walser, Siegfried Lenz. Es gab, aus dem Stockholmer Exil für produktive Unruhe sorgend, Peter Weiss, es gab Uwe Johnson, den «Dichter der deutschen Teilung», es gab Christa Wolf, ihrerseits Repräsentantin der DDR-Literatur, und es gab Thomas Bernhard, den sprachverführerischen Verstörer aus Österreich. Fast schon Klassikerstatus hatten die Schweizer Grossgewaltigen Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt. All diese Schriftsteller haben uns, die nach dem Zweiten Weltkrieg Geborenen, vielfach geprägt, sie waren Vorbilder, an denen wir lesend das Leben erlernten. Sie konnten Vorbilder sein, weil sie älter waren, einer anderen Generation angehörten.

An Jahren sehr viel näher kamen uns Peter Handke und Botho Strauss. Zwar wurden beide noch während des Krieges geboren, ihre Erfahrungen aber, die dann ab der zweiten Hälfte der sechziger Jahre zu ersten literarischen Arbeiten führten, konnten wir unschwer teilen. Der frühe Handke, der frühe Strauss: mit ihnen konnte man sich identifizieren. Aber gleich jenseits ihrer Debüts

begann die Ödnis der längst wieder vergessenen «Verständigungstexte» (so hiess eine Buchreihe des Suhrkamp Verlags) und der bewusst kunstlosen Alltagspoesie. 1968 hatte Hans Magnus Enzensberger im «Kursbuch» den Tod der Literatur verkündet. Eine rhetorische Parole, gewiss. Aber sie zeitigte Wirkungen. Die «Bottroper Protokolle» der Erika Runge gaben den Ton vor, der an der Tagesordnung war. An die Stelle des Ästhetischen trat das Authentische und Gesellschaftskritische. Vor allem herrschte eine Poetik der Verbote. Zusammen mit dem Reim und der Lyrik geriet auch das Erzählen an sich in Verdacht. Traditionell zu erzählen galt als eine unverzeihliche, allwissend zu erzählen gar als eine todeswürdige Sünde.

So war es damals, Mitte der siebziger Jahre. Und da also, im Frühjahr 1975, erschien Gertrud Leutenegger. Gleich die allerersten Sätze ihres allerersten Buches schienen sie als eine verlässliche Parteigängerin des politisch Korrekten auszuweisen. «So ganz richtig dabeizusein. Eine Demonstration! Denn nur Mitlaufen, das ist es nicht»: So lauteten sie. Eine politische Demonstration als literarisches Thema: prima. Und eine besonders eifrige Demonstrantin obendrein: noch besser. So eifrig, dass sie schon am Vorabend des aufrührerischen Geschehens die Orte der kommenden Handlung abschritt, jene elf Strassen von Zürich, durch die der Protestzug führen sollte. «Vorabend» hiess denn auch der Roman. Er hielt das Politisch-Korrekte genau drei Sätze lang durch. Danach hatte die Ich-Erzählerin, einer beiläufigen Beobachtung folgend, ihren Eifer auf eine Ameise gerichtet, war ins Nachsinnen über diese Lebewesen geraten, ihr fielen auch die Ameisen ein, die sie als staunendes Kind an der Mauer des Elternhauses hatte empor laufen sehen. Ganz kurz ist das erste Kapitel von Gertrud Leuteneggers erstem Roman, kaum mehr als eine Seite. Und doch gibt es für die Erzählerin schon Anlass genug, sich selbst zur Ordnung zu rufen: «Wie ich abschweife. Wegen diesen Ameisen.» Aber was vermag verordnete Disziplin gegen die unabweisbare Lust zur Imagination? Jedenfalls wendet sich der Roman nach wenigen weiteren Zeilen aufs Neue etwas Abseitigem zu: dieses Mal den

Jalousien einer Häuserzeile. «Wie ich abschweife»: Das wird fortan ein mächtiger Erzählimpuls der Gertrud Leutenegger sein. Dieses Unbändige, das alle Begrenzungen hinter sich lassen, das dem Unbegreiflichen und Geheimnisvollen näherkommen will, das, ausgehend von der vorgefundenen Welt, ausschweift in einen noch zu findenden, zu erfindenden Bezirk der Sprache und des Lebens: Das ist das Kennzeichen ihrer Prosa von Anfang an. In der vierten Strasse angekommen, stellt sich das erzählende Ich einer so anonymen wie inquisitorischen Instanz. Vor ihr soll es, ein gängiges intellektuelles Ritual in jenen Jahren, Rechenschaft ablegen über die Gründe des Schreibens. Warum überhaupt - und wenn schon, mit welcher Absicht, mit welchem Ziel? «Relevanz» hiess ein Fetisch der Zeit. Relevanz war alles. Der Inhalt eines literarischen Werks war der Knecht der Relevanz, die ästhetische Form nicht einmal die Hilfsmagd. Was also haben Sie zu sagen?, fragt die Inquisition, ihrerseits ein Echo der Gesellschaft und des schlechten Gewissens einer abschweifenden Autorin. «Ich muss Ihnen gestehen», antwortet das Ich, «ich habe gar kein Thema. Mein Thema ist, das ich keines habe (. . .) Ich habe nicht einmal einen fixen Gedanken. Um jeden fixen Gedanken gerinnt die Welt. Ich habe Angst vor den geronnenen, erstarrten Dingen.» Wenn man bei Gertrud Leutenegger überhaupt nach so etwas Festem und Statischem wie einem Schreibprogramm suchen will, dann findet man es in diesen Sätzen. Die Angst vor den erstarrten Dingen ist ihre Antriebskraft. Sie wird ihre Prosa in immer kühnere, auch hochgradig riskante Sprachbilder treiben, sie wird die Figuren der Handlung aus den Sackgassen der Existenz an die äussersten Ränder der Welt jagen.

Die elf Strassen des Romans «Vorabend» sind auf emphatische Weise Stationen eines sehr persönlichen Kreuzwegs. An die Stelle eines Themas treten vielfältige Wirklichkeitspartikel, die das Erzählen assoziativ aneinander reiht, ohne sie in ein Schema, eine Ordnung zu zwingen. Mühsam und eigensinnig hat sich Gertrud Leuteneggers Erzählerin in die Freiheit entlassen. Nun kann sie aufsammeln, was sie am Weg entdeckt. Das nachhaltig verstören-

de Bild des sterbenden und des toten Vaters etwa, die Erinnerung an die Zuckerwatte beim Kirchweihfest oder an die scheinbar so abgelebten religiösen Traditionen im Dorf ihrer Kindheit. Dieses Dorf, ich muss es Ihnen, meine Damen und Herren, nicht eigens sagen, ist Schwyz, eine der katholischen Inseln in der protestantischen Schweiz. Wie sehr das Schreiben der Gertrud Leutenegger von dieser Herkunft geprägt ist, zeigt eine der wortmächtigsten Passagen des Debütromans. Sie beginnt, ein schon bekanntes Muster, erneut mit der Verteidigung eigenen Erlebens vor der rigiden Instanz einer säkularen Inquisition. Ja, merkwürdig seien sie schon, die Riten des Katholischen, gibt die Erzählerin zu, aber: «sie waren der Eingang zur Welt». Ja, abergläubisch und unsinnig seien sie nicht selten gewesen, aber: «Sie beanspruchten, allen Dingen ein zweites Gesicht zu geben.» Mit dem Bekenntnis zum zweiten Gesicht ist der Bann gebrochen, schwelgen darf man nun in den Bildern vom «Fasnachtshimmel», auch «zittern vor Inbrunst und orgeln und glänzen vor Festlichkeit und das ganze Dorf damit anstecken.» Nicht nur vor Inbrunst zittert dieser Roman bisweilen, er bebt auch vor Sinnlichkeit. Und das heisst nicht zuletzt: vor der Angst vor ihr. Siebenundzwanzig Jahre alt ist die Autorin, als «Vorabend» veröffentlicht wird. Der Erzählerin, ihrem anderen Ich, bürdet sie allen Kummer und alle Probleme auf, die am Kreuzweg liegen. «Te» gehört dazu, der Freund, der Geliebte vielleicht - und mit «Te» verbindet sich die Angst vor der Sexualität. «Manchmal schaute mich Te an, als müsste ich etwas erklären, als müsste ich Rätsel lösen, warum kann man einander nicht gut sein, ohne dass diese Forderungen entstehen, diese Leistungen erbracht werden müssen, dieser Zwang zum Konkreten (. . .) Warum kann ich nicht einfach mit dir über die Sandstrände gehen. Ohne Entscheidung. Wir haben zu wenig Liebesformen, sie sind auf zwanghafte Punkte zusammengeschrumpft, immer nur noch dieser Sprung auf die Endvorstellung hin, dieser mechanistisch abschnurrende Verlauf.» Not macht erfinderisch. «Wir müssen erfinderisch werden», dekretiert die Erzählerin, «die Mechanismen aufsprengen, diese überkommenen und verkommenen Liebesmechanismen.»

Um die Liebe und das Lieben werden auch alle folgenden Bücher kreisen. Immer sind sie bestrebt, das absolute Empfinden und das vollkommene Gefühl mit den irdischen Begrenzungen in Bezug zu setzen und dabei die Differenz zwischen beiden Polen genauer zu bestimmen - hoffend zugleich, diese Differenz, die Spannung einmal aufheben zu können, zumindest im erlösenden Glück der Wörter. «Vorabend», programmatisch das Thema verweigernd, hatte alle Facetten berührt, die seiner Autorin wichtig waren und blieben. Und der Roman hatte sogleich Furore gemacht. «Ein neuer Ton»: So begann die Kritik von Rolf Michaelis in der Wochenzeitung «Die Zeit». In der Tat: Welch ein opulenter Ton in dürrer Zeit, welch ein Auftritt, welch eine Erscheinung. Mit ihrem Debüt hatte Gertrud Leutenegger das poetische Manifest einer wundersamen Selbstsetzung und eines entschlossenen Willens zur Selbstbehauptung in die literarische Welt geschickt.

Zwei Jahre nach dem Manifest dann das Weltgleichnis: «Ninive». Dieser Roman, gestehe ich gern, ist bis heute mein Leutenegger-Lieblingsbuch. Auch dies hat mit Aura zu tun, mit der Aura der Szenerie dieses Mal und dem Glanz der Sinnbilder. Ein riesiger Wal, präpariert und als Ausstellungsstück durch die Lande reisend, kommt auf einer seiner letzten Stationen nach Schwyz. Nach Schwyz zurück kommen auch «Fabrizio und ich». Sie kommen wegen der Sensation und sie kommen wegen ihrer Liebe, einer vielleicht vergangenen. Fabrizio, das Arbeiterkind vom Dorfrand, lebt nun im Westen Berlins, sie, die wiederum namenlose Ich-Erzählerin, ist Kustodin in einem «Haus der Philosophie» irgendwo im Gebirge. Unschwer, die biographische Parallele zu ziehen: Gertrud Leutenegger hat einige Zeit lang das Nietzsche-Museum in Sils Maria betreut. Unwichtig zu entschlüsseln, ob ihr Fabrizio auch im wirklichen Leben begegnet ist: Als Literatur ist diese Liebesgeschichte ohnehin wahr. Zuerst begegnet sind sich die beiden, «Fabrizio und ich», hier ganz in der Nähe, im «Schulhaus an der Herrengasse». Kinderfasnacht: Sie, das kleine Mädchen, trägt ein Schellenkostüm, er ist als Tintenfisch verkleidet. «Soll ich dir die Backen anmalen?», fragt Fabrizio und nimmt sie mit in die Knabengarderobe. «Eine schüchterne Erregung erfasste mich (. . .) Ich war in ein verbotenes Inneres eingedrungen.» Rasch sind die Backen angemalt. «Dann streckte er mir auf einmal die Hand zwischen mein halbzugeknüpftes, aus weissroten Stoffrestchen zusammengesetztes Kleid, legte sie auf die bloße Haut, du bist ja ganz naß! rief er streng und seine Augen lachten vor Triumph.» Eine kleine, eine meisterhafte Szene. Und beileibe nicht die einzige dieses Buchs. Immer wieder leuchtet das Motiv der Fasnacht auf, immer wieder wird Schwyz, dem Dorf, durch genaue Beschreibung gehuldigt. Am Fluss, der Muota, entlang, mit den Rollschuhen der Kindheit: ein übermütiges Landschaftsporträt wird daraus. Die «beiden herrischen Berge über dem Dorf», der Grosse und der Kleine Mythen, «das alte Gasthaus zur Brücke», das Geschäft des Herrn Schuler: «Colonialwaren, Maismühle, Mehl- und Haferhandlung». Beschreibendes Benennen als Hommage: Meine Damen und Herren, Sie können sicher sein, dass ihre Ortschaft inzwischen - und dank Gertrud Leutenegger - auch ein Ort auf der Landkarte der Dichtung ist. Wobei wir, trotz des festlichen Rahmens und der feierlichen Stunde, nicht verschweigen sollen, dass es auch eine Leutenegger'sche Verfluchung von Schwyz gibt. In der Prosasammlung «Das verlorene Monument» von 1985 ist sie nachzulesen unter dem Titel «Der Tod kommt in die Welt». Ein einziger Wutschrei gegen die Betonwelt, gegen Landschaftszerstörung und Konsumsucht, ungerecht vielleicht in der pamphletistischen Übertreibung, als Pamphlet aber auch eine geheime Liebeserklärung an das, was man, was Gertrud Leutenegger «Heimat» nennen darf.

Der *genius loci* gebietet zwingend, auf ein unscheinbares Juwel hinzuweisen. Wenn Sie an der Stirnseite dieses Saals aus dem Fenster schauen, erkennen Sie, keine zweihundert Meter entfernt, eine kleine Kapelle: «die Schutzengelkapelle». Auf drei wunderbaren Seiten des Romans «Ninive» wird sie, Detail für Detail, geschildert, als wäre sie nicht bloss «eine Art Unterschlupf», sondern eine herrschaftliche Kathedrale, ebenbürtig dem Mailänder Dom, dem Gertrud Leutenegger erstmals in einem Fotoband des Vaters

begegnete und dessen Bild, so hat sie einmal bekannt, ihre Einbildungskraft entzündet habe wie kein anderes. Die Schutzengelkapelle von Schwyz wird sprachlich nicht minder gerühmt: die Spruchbänder, das zweifache Auge Gottes, das Dreifaltigkeitsdreieck. Weshalb dieser Aufwand? Ganz einfach: die kleine Kapelle ist ein grosser Ort der Liebe: «Wir lieben uns hier vor einem wunderlichen Strafgericht, aber so öffentlich schuldig befunden, sind wir auch schon erlöst (. . .) Fabrizio hat mich auf der Kniebank zurechtgesetzt, wir hängen uns noch immer am Mund, Küsse wie flammengefütterte Schneeflocken, die in der Kühle gleich zu Eisdunst gefrieren.» Die Differenz zwischen dem absoluten und relativen Glück: Hier, am Gottesort, ist sie ausgelöscht.

Aber da ist ja noch der Wal, «23 m» lang, «55 Tonnen» schwer. Eine «Weltsensation». Und die will bestaunt sein. «Fabrizio und ich» gesellen sich zu den Besuchermassen. Widerwärtig erscheint ihnen das tote Tier, der Verwesungsgeruch ist bestialisch. Zugleich sind sie fasziniert von seiner Wucht: «Der Wal hat auch seine Verführungen». Die nicht geringe Kunst des Romans besteht darin, dass er einerseits die Geschichte vom ausgestellten Wal ganz realistisch erzählt, ganz so, wie sie sich einst tatsächlich abgespielt hat in Schwyz, dass er andererseits - und fast unmerklich - die Oberfläche des Geschehens verbindet mit der biblischen Geschichte vom Propheten Jona. Ninive, das war der Ort, an den ihn Gott gesandt hatte und vor dem er floh. Das war der Ort, an dem er seine Mission schliesslich doch erfüllte, nachdem ihn der Wal an Land gespieen hatte. Gertrud Leuteneggers Erzählerin hat keine prophetischen Ambitionen mehr. Sie spielt mit der alten Geschichte, variiert sie, deutet sie um. Jona gerät dabei allmählich aus dem Blick: Ein Werkzeug Gottes, das der Welt ins Gewissen redet, Umkehr bewirkt und damit die Güte und Gnade des Herrn ermöglicht, will in unserer Gegenwart nicht mehr erscheinen. Ins Zentrum rückt der Wal, nun nicht mehr als ambivalente Attraktion, sondern als Sinnbild des Schreckens. «Der Verdauungsapparat des Wals», räsoniert die Erzählerin, «ist eine Staatsmaschinerie monströser Grüsse. Hier wird, was noch nicht genügend zerkleinert und zerrieben wurde, restlos aufgeweicht und gefügig gemacht.» Der Staat als «Menschenverschlinger», das ist der Wal. Aber er ist auch «die totgeschwiegene Masslosigkeit in uns». Ein mehrfach besetztes Symbol mithin, aus der Tradition geborgt, umgearbeitet - und als neu geschöpftes Emblem dann in einen neuen Text entlassen: So sieht die Arbeit am Mythos aus, die Gertrud Leutenegger mit «Ninive» begonnen - und danach noch mehrmals auf sich genommen hat.

Zunächst 1980 mit dem dramatischen Poem «Lebewohl, Gute Reise», das 1984 im Wuppertaler Theater auch auf die Bühne kam. Wieder bezog die Autorin den Stoff aus einer uralten Quelle, dieses Mal aus dem vor viertausend Jahren entstandenen Sagenkranz um «Gilgamesch». Elias Canetti hat dieses mesopotamische Epos einmal als das erste Grossereignis der Weltliteratur gerühmt, der Philologie für die Rettung und die Wiederherstellung des Textes gedankt, seine eigentliche Bewahrung, «seine Auferstehung zu unserem Leben», aber als «die Sache der Dichter» bezeichnet. Gertrud Leutenegger hat sich dieser Sache angenommen. Wie in der Sage ist Gilgamesch auch in ihrem Stück König und Tyrann. Wie in der Sage lockt er Enkidu, den «Sohn der Nachtstille», in die Stadt und treibt ihm alle Natürlichkeit aus. Wie in der Sage schliesslich wird Gilgamesch nach dem Tod Enkidus vergeblich dessen Vermächtnis zu erfüllen suchen: ein einfaches Leben jenseits aller Macht und im Angesicht der Ewigkeit.

Auf mehrfache Weise erweitert Gertrud Leutenegger ihre dramatische Version. Die «Grosse Königin» führt sie ein, Gilgameschs Mutter: eine ohnmächtige Bewahrerin der Tugend, Hüterin der Liebe, der Erinnerung und des Gewissens. Wie in den Prosabüchern begegnet uns auch auf der Bühne wieder ein anonymes weibliches «ICH». In ein «weisses Leintuch gehüllt», in einem Sarg liegend und des öfteren die Handlung unterbrechend mit Monologen der Trauer und der Sehnsucht, das «Hohelied» Salomos zitierend und träumend zugleich von den «Eibackschnitten» der Kindheit, wirkt dieses «ICH» wie die Märchenfigur im Mythenspiel, wie Schneewittchen hinter den sieben Bergen Mesopotami-

ens. Titelgebend schliesslich ist ein Schlager aus den endzwanziger, den schon nicht mehr goldenen Jahren der Weimarer Republik: «Lebewohl, Gute Reise», das Lied der «Comedian Harmonists», deren jüdische Mitglieder alsbald die Reise in die Emigration antreten mussten.

Ergibt das alles eine Botschaft? Eine Klage etwa über den Zerfall des Matriarchats, einen Abgesang auf das männliche Prinzip? Man könnte das Stück durchaus zu einer feministischen Parabel verkleinern. Viel näher jedoch liegt, es wegen seiner sprachlichen Exerzitien zu achten. Berückend schöne Sätze sprechen die Figuren, unbeirrbar balancieren sie dabei auf dem schmalen Grad zwischen Erhabenheit und Banalität. Nicht zu aktuellen Zwecken instrumentalisiert wird die alte Sage, noch in der Vergegenwärtigung bewahrt sie ihre Unerschöpflichkeit und Fremdheit. Deutlich macht «Lebewohl, Gute Reise» indes die Risiken, die Gertrud Leutenegger schreibend auf sich nimmt. Denn die so schwierige wie emphatische Verbindung zwischen Gegenwart und Vergangenheit, zwischen Mythos und Moderne verlangt der Lektüre ihrer Arbeiten nach «Ninive» bisweilen sympathisierende Anstrengung ab.

Das gilt auch für ihr bislang umfangreichstes Buch, den Roman «Gouverneur», von 1982. Ein düsteres Panorama wird hier entfaltet, ein apokalyptisches Szenarium gebaut. Viel Blut fliesst in diesem Roman, Vergewaltigungen werden angedeutet, allenthalben herrscht innere Not. Ganz offensichtlich droht ein Krieg, Panzer rollen an. Dazwischen Schnappschüsse aus dem Alltag. Frühstücksbrote wollen geschmiert sein, Bauern spielen Karten in einer Wirtschaft. Ein Omnibus, der ständig und meist sinnlos Menschen zwischen der Stadt im Tal und einem ländlichen Hochplateau hin und her befördert, fährt scheinbar gegen die allgemeine Erstarrung an. Gertrud Leutenegger wählt dieses finstere Ambiente für ein ernstes Spiel mit zweien der Sieben Weltwunder aus der Antike: den hängenden Gärten der Semiramis und dem Mausoleum des Halikarnas. Liebesraum gegen Todeskammer, Eros gegen Thanatos: Um den Kampf der Extreme geht es im Roman.

Aufs Neue ist es ein weibliches Ich, eine ins heute versetzte Semiramis, das für die Liebe steht, für ihre Leiden und ihre Lust. Einen Berg will dieses Ich errichten, einen Liebesberg für den Gouverneur, den Besitzer der Macht: «Auf diesem Berg will ich den Gouverneur küssen.» Versöhnung freilich findet nicht statt. Zwar feiert man noch Richtfest am Rohbau des künstlichen Bergs, dann aber versinkt er in den Fluten des Sees. Geist, Poesie und Macht sind auseinander gefallen, bleiben für immer getrennt. «Gouverneur»: Ein prosaisches Exerzitium in 53 Erzählabschnitten, allenthalben kündend vom poetischen Vermögen der Autorin, kündend auch von ihrer Neigung, die Arbeit am Mythos mit manieristischen Mitteln zu inszenieren.

Entschieden mehr Bodenhaftung hatte der Roman «Kontinent». Ihm gelang, Mitte der achtziger Jahre, eine in sich stimmige Parabel auf die Naturzerstörung durch Menschenhand. Eine junge Frau soll die Jubiläumsfeier eines Aluminiumwerks mit lebendigen Tönen aus der freien Natur ausschmücken. Mit Mikrophon und Recorder streift sie durch die Landschaft, zugleich kommt sie mit den Menschen der Gegend in Kontakt. Groteske und absurde Szenen werfen Schlaglichter auf eine ziemlich aus den Fugen geratene Welt: Nie war die Nähe der Gertrud Leutenegger zu Franz Kafka, dem Grossmeister der Parabel, so spürbar wie in diesem Buch. Nicht umsonst erschien es zeitgleich mit dem bereits erwähnten Essay «Der Tod kommt in die Welt». Beide, der Aufsatz wie der Roman, zeigen, dass sich gesellschaftliches Engagement und literarisches Einzelgängertum auch bei einer Autorin nicht auszuschliessen brauchten, als deren Signatur die Treue zu einer ganz und gar originellen, zudem streng gehüteten Sprache gelten darf, einer Sprache, die sich vom genormten Reden etwa in der Politik um Kontinente entfernt.

Umso mehr überraschte Gertrud Leutenegger ihre Leser mit der Erzählung «Meduse». Welch ein helles und heiteres Werk, welch ein munterer Gesang über das Gelingen. Wohl wahr, auch dieses Mal liegen Schicksalsschatten über der äusseren Handlung. Ein Kleinod in den Bergen wird mutwillig zerstört, allerlei andere Wi-

drigkeiten kommen hinzu. Aber im Zentrum des Geschehens stehen zwei Paare. Aufs neue «Fabrizio und ich», zudem Fabrizios Grossvater und Giuditta, seit Jahrzehnten seine Lebensgefährtin. Philemon und Baucis lassen grüssen, jenes antike Paar, das bis ins hohe Alter die Liebe zu bewahren wusste trotz, nein: gerade wegen der Metamorphosen, die das Leben ihr abverlangt hatte. In zweiten Teil des «Faust» hat der alte Goethe dem Paar gehuldigt, in neuer Gestalt lässt es Gertrud Leutenegger wieder vor uns erscheinen. In dessen Schutz wagt die Erzählerin der «Meduse» Bilder der Liebe in nie gekannter, nie gewagter Deutlichkeit. «Ich konnte mich nicht sättigen an Fabrizios sonnengebräunter, von Schweiss schimmernder Haut», heisst es einmal. Die «Selbstvergessenheit unserer Umarmungen» und die «schwerlosen Wellen der Nacht» werden gefeiert. Mehr als eine Variante auf die «Schutzengelkapelle» aus «Ninive» ist, in «Meduse», die kleine Kirche hoch oben in Rovina, in den Tessiner Bergen. «Fabrizio zog mich aus dem muffigen Raum in den hellen Lichtkegel unter dem Kuppeltürmchen, und hier, in der durch den gemalten Himmel über uns wie entrückten Zone, führte er mich ein in das zärtliche und aufwühlende Reich des Geschlechts.» Dass es das Absolute bei Gertrud Leutenegger ohne das Katholische nicht gibt: Nun wohl, so ist es und so sei es.

1988 war «Meduse» erschienen. Fortan schwieg die Autorin vernehmlich. Sie war ins Tessin gezogen, hatte geheiratet, ein Kind bekommen. Im fernen bundesdeutschen Flachland ging die Vermutung, sie hätte sich aus der Literatur zurückgezogen, sei ganz ins Leben eingetaucht. Ein enfant perdu der Poesie? Pausen gehören zu den bedeutungsvollsten Zeichen in der Musik. Das Schweigen der Gertrud Leutenegger, sollte sich herausstellen, war eine bedeutungsvolle Pause.

Mit der hellsten Prosa war sie uns in Erinnerung und in der Erinnerung gegenwärtig geblieben. Als sie nach sechs Jahren in die Literatur zurückkehrte, lasen wir ihren dunkelsten Text. «Acheron», den Totenfluss der Antike, führte er im Titel. Und er führte ans Ende der Welt, auf eine kahle Vulkaninsel irgendwo im weiten

Ozean weit hinter Japans Festland. Und er führte hinab in die Gedärme Tokios, in seine U-Bahn-Schächte und -Stationen. Eine Welt des Abfalls, der Krankheiten und des bösen Blicks. «Eben bin ich aus dem Schlaf aufgeschreckt»: Mit diesem Satz meldete sich Gertrud Leutenegger zurück. «Acheron» erzählte von dem «Ort, wo alle meine frühere Liebe begraben wurde», beschrieb den «Zustand somnabulen Dahintreibens» und entwarf in der Figur einer abgerissenen, zahnlosen Bettlerin das schwarze Spiegelbild der Erzählerin selbst. Ein trostloser Text, der indes, ein umso herberer Kontrast, im alten Sprachglanz der Gertrud Leutenegger zu leuchten wusste. Was war da los, was war geschehen?

Am 31. März 1998 konnte man in der «Neuen Zürcher Zeitung» ein Gespräch mit der Autorin lesen. Anlass war ihre jüngste Arbeit, das Hörspiel «Sphärenklang», dessen Manuskript, so erfuhr man in der Vorbemerkung, von Suhrkamp, ihrem Verlag seit 1975, abgelehnt worden war. Es erscheint, dies nebenbei bemerkt, in wenigen Wochen im Verlag Eremiten-Presse.

Eremiten-Presse: Welch ein sprechender Name in diesem Fall. Im Gespräch mit Peter Bucheli bezeichnete Leutenegger das Hörspiel als einen «Versuch, nicht vom privaten Schmerz zu reden, sondern ihn aufzusprengen, obwohl da ein Kreislauf von Schmerz bleibt.» Und sie fügte hinzu: «Für mich war dieser Text wie ein Seil, das ich über einen Abgrund geworfen habe. Und das heisst nicht, dass das Trauma nicht mehr existiert, aber ich konnte es auf eine andere Ebene verlagern.» Traumatisch ist «Sphärenklang» in der Tat. Zwei Leute versuchen, miteinander zu reden - und reden doch vollkommen aneinander vorbei. Ein Mann und eine Frau versuchen, das Unglück ihrer Liebe und ihrer Ehe zu begreifen - was ihnen gelingt, ist eine Chronik der Katastrophe. Inhaltlich ist «Sphärenklang» ein so unerbittliches wie schmerzhaftes Dokument des Scheiterns. Ästhetisch jedoch ist diese Arbeit ein nicht unerheblicher Gewinn. Zum allerersten Mal setzt Gertrud Leutenegger dem wie stets namenlosen und weiblichen Ich, das ihr ganzes bisheriges Werk dominierte, ein formal gleichrangiges Du, ein männliches Du, gegenüber. «Sie» und «Er»: ein vergeblicher

Dialog, ein Dialog immerhin. Ein Öffnen der Perspektive allemal. Literaturkritiker wie Laudatoren sollen sich von Prophetie fernhalten. Wenn der Literaturkritiker am Ende der Laudatio dennoch die Vermutung äussert, dass mit «Sphärenklang» eine neue Phase im Werk der Gertrud Leutenegger begonnen hat, so äussert er dies in grosser Zuneigung zu den bisherigen Büchern. Und er äussert es mit Lust an der Zukunft, am Offenen, das sie birgt.

Meine Damen und Herren, diese Feier findet an einem sehr schönen Ort, in einem wundersamen Saal statt. Sie ehrt eine Autorin, durch die wir geehrt sind. Deshalb beglückwünsche ich Sie zu dieser Preisträgerin, mit der auch Schwyz ausgezeichnet wird, Schwyz, das Dorf, aus dem die meisten der hier Anwesenden stammen. Oder das, wie in meinem Fall, durch Gertrud Leutenegger zum Ort der Literatur wurde. Mehr kann man für seine Heimat nicht tun, ohne darüber zum Heimatschriftsteller zu werden.

Unsere Preisträgerin ist das Gegenteil davon: sie ist, um ihre Herkunft wissend und sich zu ihr bekennend, eine Dichterin der Heimatlosigkeit geworden und damit wahrhaft eine Dichterin. «Viele versuchten umsonst», hat Friedrich Hölderlin einmal geschrieben, «das Freudige freudig zu sagen, / Hier spricht mir es sich, hier in der Trauer sich aus.» Ein angemessenes, ein treffendes Epigramm auch für das Werk, das wir heute ehren. - Sie, liebe, verehrte Gertrud Leutenegger, beglückwünsche ich von Herzen zum «Innerschweizer Literaturpreis». Zu sagen, Sie hätten ihn wirklich verdient, wäre eine wirkliche Untertreibung.

Übergabe der Preisurkunde durch Regierungsrat Kurt Zibung

Wortlaut der Urkunde

Die Innerschweizer Kulturstiftung verleiht Gertrud Leutenegger den Innerschweizer Literaturpreis 1999.
Sie zeichnet damit eine wichtige Autorin aus der Innerschweiz für ihr international bedeutendes und umfassendes literarisches Werk von grosser poetischer Sensibilität und Kraft aus.
In der Geschichte der Schweizer Literatur der letzten 30 Jahre kommt ihrem Schaffen eine überragende Bedeutung zu.

Schwyz, 18. September 1999

Der Präsident:
Dr. Ulrich Fässler, Regierungsrat
des Kantons Luzern

Der Aktuar:
Kurt Zibung, Regierungsrat
des Kantons Schwyz

Gertrud Leutenegger

Luftbild

Unbewegt, opakes Schweigen, ruht auf dem Grund der Erzählungen meiner Mutter ein weisser Ball und durchstrahlt dennoch, je nach Lichtdurchlässigkeit, die ihn überdeckenden Ereignisse. Sie selbst muss noch klein gewesen sein, auf jenem nächtlichen Gang auf die Rigi, ihr Vater habe sie weitaus die grösste Zeit in den Armen tragen müssen, müde wie sie war zu solch später Stunde, ungewohnt an derartige Anstrengungen mitten in der Nacht, und warum hatten sie den Aufstieg erst bei Einbruch der Dunkelheit begonnen? Der Hitze, des Sonnenaufgangs, einer ihr vorenthaltenen Dringlichkeit wegen? Schwärze sickerte zwischen die bis vor kurzem noch voneinander unterscheidbaren Bäume, verschluckte das ausgefranste Gras der Wiesen, du musst fest die Augen öffnen, sagte der Vater, dann siehst du in der Nacht wie am Tag, aber Erschöpfung überwältigte sie, der Aufstieg schien endlos und die Rigi sich unerreichbar in den Nachthimmel hinein zu verlängern; zweideutig mutete sie auch die Tröstung an, die Mutter würde vor der letzten Steigung ihnen entgegenkommen und sich mit einem Jauchzer zu erkennen geben, als könnten noch andere Mütter im Dunkeln unterwegs sein und sich an die Stelle der richtigen setzen, oder auch als wäre die Wiedervereinigung sehr gefährdet, wenn sie von einem so spät nach Mitternacht, sozusagen zur Unzeit, ja, fast frevelhaft in die Nachtstille hinausgestossenen Jauchzer abhinge. Und wenn es ihrer Mutter nicht gelänge, ihre Stim-

me zu einem so fanfarenmässigen Zeichen zu erheben? Warum weilte sie schon so lange auf der Rigi, was musste man sich unter Rekonvaleszenz vorstellen? Meine Mutter liess sich schwerer und schwerer in die Vaterarme sinken, öffnete nur noch ab und zu spaltweise ein Augenlid, so dass sie ganz unvorbereitet etwas traf, was nichts mit dem schläfrig erwarteten Jauchzer zu tun hatte, sondern wie das Signal aus einem anderen, fremdartig aufwühlenden Seinszustand in die Finsternis einbrach. Nur silhouettenartig erkennbar erhob sich ein hoher Gebäudekomplex, und in unmittelbarer Nähe niedrige Mauern, die wohl einen Hotelgarten umschlossen, in dem in vollkommener Ruhe und Einsamkeit ein weisser Ball lag. Ein Ball, so gross, von einem so aufschreckenden Weiss, wie meine Mutter noch nie einen gesehen hatte. Ein heftiges Verlangen nach dem offensichtlich vergessenen und der Nacht preisgegebenen Ball ergriff sie, während zugleich von seiner bleich leuchtenden Erscheinungsform eine Art Lähmung auf sie überging. So liess sie sich willenlos von den Vaterarmen weitertragen, jetzt nur noch geschwächter nach dieser Begegnung, die sich stumm und lautlos ereignet hatte; tatsächlich muss sie bald darauf fest eingeschlafen sein, denn nichts war meiner Mutter von dieser nächtlichen Rigireise weiter erinnerlich als dieser ihr noch später wie verwunschen vorkommende Ball. Seine Reglosigkeit in ihren Erzählungen muss mich gereizt haben. Etwas trieb mich, gegen ihn Widerspruch einzulegen, ihn ins Rollen zu bringen. Der weisse Ball wurde zur Grundierung, zur Vorbedingung für einen anderen Gegenstand, dieser aber nun grell aufblitzend zwischen der Buchshecke, dem Lorbeer, dem Liguster, die unseren Garten, als Fortsetzung der südlichen Mauer, von der Aussenwelt abtrennten. Jeden Morgen musste ich die kleine weisse Gartentür passieren, um hinaus auf die Strasse, die Brücke, den weiteren Schulweg zu gelangen. Es war ein merkwürdig kleines Tor, der Grösse des Gartens keineswegs angemessen, ein Spielzeug beinahe, eine nicht abreissende Einladung, mich an ihm zu erproben. Gründe gab es genug. Entweder die zu oft wiederholte Ermahnung, nach der Schule mich auf meinen unergründlichen Umwegen nicht derart zu verspäten, oder die Feststellung, ich trage mit meinen Schuhsohlen halbe Wiesen ins Haus, bis hin zu den beissenden Wollunterhöschen, die es wegen eines einzigen Nebelstreifs anzuziehen galt. Früh am Tag war ich leicht entflammbar, auch hatte es etwas Lustvolles, den Zorn so lodern zu lassen, es gab den verschwommenen Morgenstunden eine feste Kontur. Ohne mich zu verabschieden, warf ich erst einmal mit schwungvoller Wut die Haustür zu, die, schwer und massiv wie sie war, sich weit vernehmlich und definitiv hinter mir schloss. Immer noch in Rage, ging ich anschliessend geradeaus der Buchshecke entgegen und schleuderte, wie eine Synkope auf den Knall der Haustür, auch das Gartentörchen wuchtig zu. Diese kleine weisse Gartentür aber hatte ihre Tücken. Sie war imstande, den sich bereits beruhigenden Rhythmus meines Wutanfalls empfindlich zu stören. Sofort beim Hinaustreten auf die Strasse merkte ich, dass etwas nicht stimmte. Hinter meinem Rücken ging etwas vor, das nicht mehr in meiner Absicht lag. Ich hörte zwar kurz das Einschnappen des Törchens, aber darnach ein pfeifendes Geräusch, ein Girren, Knarren. Erst ein paar Platanen weiter, schon bei der Brücke angelangt, wagte ich mich umzusehen. Die kleine weisse Gartentür schwang weit auf die Strasse hinaus: ausgeklinkt von meinem Zorn. Ungerührt wollte ich weiterlaufen. Aber die Irritation war zu gebieterisch. Das Gartentörchen schwang hin und her, irgendwie gelang es ihm nicht, wieder selbständig einzuschnappen, und erhielt bei jedem Zurückpendeln einen neuen Stoss, federnd schwang es immer von neuem zwischen der Buchshecke hervor, und tat es dies höhnisch, aus reinem Vorwitz, oder wollte es mich spielerisch besänftigen? Ich konnte mich vom Anblick der kleinen Gartentür, die wie von einer Schaukelbewegung erfasst war, nicht mehr lösen. Wollte das Gartentörchen vielleicht einpendeln, was ich aus dem Lot gebracht hatte? Aber um diese Gegensatzschwingung zur Ruhe zu bringen, bedurfte es nochmals meiner Hand. Ich lief unter den Platanen zurück; Erstaunen mischte sich in die verebbende Wut: hatte diese nicht einen Punkt zutage gefördert, von dem aus ich die Welt aus den Angeln heben konnte? Beinahe

streifte mich schon ein Vorgenuss auf den nächsten Zornausbruch, um dem Gartentörchen erneut, mit Variationen, einen ungehörigen Stoss zu versetzen, aber zunächst musste es möglichst schadlos wieder eingerenkt werden. Nun hatte ich die eigenartige Überzeugung, dass die kleine Gartentür, trotz ihres Hin- und Herschwingens, durch ihre weisse Farbe wie durch eine Tarnfarbe geschützt war und von den spärlichen Passanten um diese Morgenstunde unbemerkt blieb, während es allerdings eine einzige Person gab, der das provozierende Schauspiel bestimmt nicht entgangen war: meine Mutter. In der gegen die Buchshecke gerichteten Fassade des Hauses befand sich ein quadratisches, etwas vorspringendes Fenster, hinter dem meine Mutter, ähnlich den in den traditionellen Vierteln Kairos hinter ihren holzvergitterten Erkern verborgenen Frauen, ungesehen das Strassenleben verfolgen konnte. Mit einer betont lässigen Bewegung hängte ich das Gartentörchen wieder ein, machte noch ein paar Schritte auf das Haus zu, blickte zu dem massgeblichen Fenster auf: es stand halb offen. Ein kurzer Ruf meinerseits, etwas hoch wie in Gefahr, lebhaftes Winken, die Erlösung: das Auftauchen meiner Mutter, ihr Lächeln, eine Augenbraue amüsiert hochgezogen. Hatte meine Rückkehr die Versöhnung bewirkt, die Schaukelbewegung des Gartentörchens, oder schlicht die Tatsache, dass es wieder glücklich eingerenkt war? Triumph und Furcht bestürmten mich gleichzeitig; aber nicht immer sollte sich die Welt so leicht bewegen lassen. Mein Vater ist tot durch die offene Gartentür getragen worden; meine Mutter ist nie mehr durch sie heimgekehrt. Andere Kinder hasten vergeblich zurück, irgendwo auf den Fluchtstrassen dieser Erde, um den entscheidenden Angelpunkt zu finden; sie glauben sich durch ihre Kleinheit geschützt und durch den weissen Verband um den Kopf unsichtbar gemacht, doch lasergesteuerte Bomben treffen sie aus fünftausend Metern Höhe versehentlich, wie gemeldet wird, aber unfehlbar. Auf Nachtsichtgeräten und Satellitenbildern haben umherirrende Kinder nicht einmal die Grösse eines Kieselsteins. Ein Ballonfahrer funkt aus der Luft, während er eben die Welt umsegelt, nicht der Rekord sei das

Überwältigende, nein, sondern die Erde unter ihm, diese aufschimmernde Kugel mit ihren Meeren, Wäldern, Ebenen, Platz gewährend für alle; kaum in der ägyptischen Wüste gelandet, verprügeln sich vor seinen Augen die Fotografen. Die Erdkugel schwebt weiter durchs All; in der Tiefe der Vergangenheit rollt der Ball meiner Mutter langsam in eine unerhörte Rotation; die Buchshecken verschlingen ohne Verzögerung das Gartentörchen. Doch in meinen Träumen halte ich auf es zu. Warum nur dauert der Weg zurück unter den Platanen so lang, weshalb ist die Lust, der Gartentür einen Stoss zu versetzen, so beklemmend geworden; ich habe keine Gewissheit mehr, ob Unzumutbarkeiten durch Zorn verwandelt werden, sich zerstörte Ordnungen wieder einpendeln lassen. Aber noch heute muss ich jene inzwischen rostige Türangel finden und die kleine weisse Gartentür ins Schwingen bringen, nicht als ginge es um eine kurze Mutprobe, sondern um Tod oder Leben.

Gertrud Leutenegger

Biographie

Geboren 1948 in Schwyz, längere Aufenthalte in Italien, England, Deutschland und Japan, Kindergärtnerin, 1976–1979 Regie-Studium an der Schauspielakademie Zürich, Regie-Assistentin am Hamburger Schauspielhaus, lebte 1981-84 in Miège, 1984-1989 in Cabbio, heute in Rovio.

Bibliographie

1975 Vorabend. Roman. Frankfurt/M., Suhrkamp
1977 Ninive. Roman. Frankfurt/M., Suhrkamp
1980 Lebewohl, Gute Reise. Dramatisches Poem. Frankfurt/M., Suhrkamp
1981 Gouverneur. Roman. Frankfurt/M., Suhrkamp
1981 Wie in Salomons Garten. Gedichte. Düsseldorf, Eremiten-Presse
1983 Komm ins Schiff. Dramatisches Poem. Frankfurt/M.1983, Suhrkamp
1985 Kontinent. Roman. Frankfurt/M., Suhrkamp
1985 Das verlorene Monument. Frankfurt/M., Suhrkamp
1988 Meduse. Roman. Frankfurt/M., Suhrkamp
1994 Acheron. Frankfurt/M., Suhrkamp
1999 Sphärenklang. Ein dramatisches Poem. Düsseldorf, Eremiten-Presse